

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 55 (1999)
Heft: 4

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

David C. Mitchell, *The Message of the Psalter. An Eschatological Programme in the Book of Psalms*, Journal of the Study of the Old Testament. Supplement Series 252, Sheffield Academic Press Sheffield 1997. 428 p., ISBN 1-85075-689-9.

Dass der Psalter mehr als eine zufällige Zusammenstellung der in ihm enthaltenen Psalmen ist, wird immer deutlicher (wieder!) erkannt. Die neueste Psalmenforschung arbeitet zur Zeit daran, den kompositionellen bzw. editorischen *code* des Psalterbuchs zu «knacken», d.h. die leitenden Prinzipien herauszuarbeiten, welche zu dessen kanonisch gewordenen Gestalt führten. Dies ist kein leichtes Unterfangen, zumal mehrfache Redaktionen und multiple Überlegungen dahinter zu vermuten sind. Verschiedene Ansätze und Zugänge sind bisher, z.T. erst ansatzweise, erprobt worden: formgeschichtlich-liturgische Schemen (Millard), heilsgeschichtliche Aufrisse (Wilson, McCann, Walton) und mehrstufige Fortschreibungs- und Redaktionsmodelle (Hossfeld/Zenger).

Mitchell geht in seiner Studie, die aus einer 1992-1995 erarbeiteten Dissertation unter I.W. Provan in Edinburgh hervorgegangen ist, insofern einen neuen Weg, als er annimmt, dass die Redaktoren des Psalters diesen mit der Absicht einer «eschatological message» arrangierten. Dabei kann er, wie eine Durchsicht der Forschungsgeschichte ergibt, an eine lange, v.a. vor der Aufklärung gängige Verstehenstradition anknüpfen. Da diese Psalter(end)redaktion in nachexilischer Zeit (vor der Übersetzung der LXX) anzusetzen und diese Zeit wesentlich durch ein Erstarken eschatologischer, messianischer und apokalyptischer Strömungen gekennzeichnet ist, ergeben sich dafür auch zeitgeschichtliche Indizien. Der Ausgangspunkt seiner Studie bildet die Gruppe der Asaphpsalmen (50; 73-83), bei der er aufgrund einer Reihe von Momenten (Gruppenkohärenz, Überschrift und Verbindung mit levitischer Prophetie und Musik, Assoziierungen mit den Riten des «Erinnerns» im Zusammenhang mit Heiligen Kriegen und dem Thema der «Sammlung» Israels zum Gericht) Anhaltspunkte für eine spätere eschatologische Ausdeutung durch die Psalterredaktion gegeben sieht. Ein eschatologisches Gepräge findet er auch bei der Wallfahrtspsalmengruppe (120-134), wenn auch anders akzentuiert: Die Wallfahrtspsalmen werden mit dem Laubhüttenfest im Sinne eines endzeitlichen Letztgeschehens in Verbindung gebracht. Im folgenden Kapitel geht Mitchell dem Motiv des «Einsammelns» (ingathering) im altorientalischen und alttestamentlichen Schrifttum nach und stösst namentlich im prophetischen Bereich (Ez 34-48; Sach 9-14; Jo 3-4) auf programmatische eschatologische Aussagen, die von verschiedenen Sammlungsbewegungen auf den Zion hin sprechen. Mit diesen Aussagen, v.a. Sach 9-14, als Verstehenshintergrund, ergeben sich im Blick auf die Zyklen der Asaph- und der Wallfahrtspsalmen zwei unterschiedliche eschatologische Verstehenshorizonte: Die Themen und Geschehnisse des Asaphkreises korrespondieren mit ihrem Horizont des Sammelns von Israel zum Gericht mit früheren Stadien eschatologischer Programmatik, während die Wallfahrtspsalmen das Stadium nach dem eschatologischen Konflikt abbilden (vgl. Sach 14). In einem nächsten Durchgang wendet Mitchell sich erneut den prophetischen Motiven in Sach 9-14 zu und zeigt, dass diese nicht nur wie von ihm angenommen in der Psalterredaktion, sondern auch in späterer Literatur aufgenommen und weiterbearbeitet worden sind. Das nächste Kapitel ist den Königpsalmen gewidmet und dient dem Aufweis, dass diese in ihrem von der Redaktion aufgefassten messianischen Verständnis sich ebenfalls in den eschatologischen Gesamthorizont des Psalters einfügen. Anschließend begründet Mitchell, dass das Psalterbuch IV (90-106) mit seinen Anspielungen auf Mose und Themen der Wüstenwanderung, aber auch auf Busse und gnädige Wiederher-

stellung, im Horizont von Sach 13f. als «eschatologisches Exil» interpretiert werden will. Das Schlusskapitel bietet Konklusionen. Die wesentlichste ist die, dass der Psalter als Buch bewusst ein abgestuftes eschatologisches Programm abbildet bzw. entwickelt, das demjenigen von Sach 9-14 ähnlich ist. Dies ist nicht singulär, sondern spiegelt sich in mannigfaltiger Weise in pseudepigraphischem, qumranischem, neutestamentlichem, rabbinischem und altkirchlichem Schrifttum. Dem Buch sind zwei längere Appendices beigegeben, in denen apokalyptische Midraschim einerseits und eine Zusammenstellung von biblischen Texten, die verschiedene Sammlungsbewegungen anzeigen, dargeboten werden. Den Schluss bilden Bibliographie sowie Belegstellen- und Autorenindex.

Mitchells Studie besticht durch dessen stupende Kenntnis verschiedenster Primärtextkorpora. Sein Psalterverständnis als eschatologische Programmschrift fügt sich gut in den frühjüdischen und gesamtbiblischen Kontext. Es ist der m.E. bisher überzeugendste Ansatz, über den sich weiter nachzudenken und zu forschen auf jeden Fall lohnt. Dies gilt, auch wenn – wie fast nicht anders möglich bei einem solchen Gesamtaufritt – Details unbefriedigend bleiben sowie da und dort das Gefühl aufkommt, dass manchmal die Beobachtungen stark durch den Gesamthorizont interpretiert werden. Auch eine gewisse methodologische Unschärfe ist in dem Sinn zu konstatieren, dass nicht immer klar ist, auf welcher Text- bzw. Argumentationsebene sich der Autor bewegt. Wie es scheint, denkt der Verfasser weniger an einen zeitlich gestaffelten, sondern einheitlichen Prozess der Psalterredaktion. Der Überlieferungsweg von der Entstehung der Einzelsalmen hin zum Psalter wird nicht näher erörtert. Alles kann aber ein einzelnes Buch nicht leisten. Darum nichtsdestotrotz: ein Buch, das sich zu lesen lohnt, nicht zuletzt auch im Hinblick auf eine Biblische Theologie.

Beat Weber, Linden

Bernd Janowski, *Stellvertretung. Alttestamentliche Studien zu einem theologischen Grundbegriff*, Stuttgarter Bibelstudien 185, Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH Stuttgart 1997. 198 S., DM 41,80/SFr 40, ISBN 3-460-04651-1.

Der jetzt in Tübingen lehrende Alttestamentler Bernd Janowski (J.) hat sich in verschiedenen Studien bereits mit der Sühne-Thematik auseinandergesetzt. Den Ausgangspunkt dieser Arbeit bildet das im Gefolge von Immanuel Kant in der neuzeitlichen Theologie häufig behauptete Axiom von der «Unvertretbarkeit des Einzelnen» (Sündenschuld ist allerpersönlichst und kann nicht übernommen werden). Damit verbunden findet sich die Behauptung, dass der bibl. Gedanke der Stellvertretung (insbesondere im Blick auf das Verständnis des Todes Jesu) nicht mehr nachvollziehbar und dem «modernen» Menschen unzumutbar sei. Doch bevor das Wort «Stellvertretung» jedoch auf eine «schwarze Liste» verhängnisvoller theologischer Begriffe gesetzt wird, sind nach J. erst einmal die bibl. Stellvertretungsaussagen in ihrer Eigenbedeutung zur Geltung zu bringen.

Die Studie bietet als erstes Kapitel eine Begriffsgeschichte und damit eine theoretische Grundlegung zum Begriff «Stellvertretung». Zunächst wird die Vielschichtigkeit dieses Begriffskonzepts in der heutigen Diskussion aufgewiesen. In einem zweiten Abschnitt werden dann Strukturen der Stellvertretung im AT aufgewiesen. Dabei zeigt es sich, dass der offenbar erst gegen Ende des 18. Jt.s gebildete Abstraktbegriff «Stellvertretung» in der Bibel so nicht vorkommt; vielmehr wird der Sachverhalt verbal ausgedrückt – was auf den Ereignischarakter des Geschehens verweist – und vielfach mit präpositionalen Wendungen näher bestimmt. Eine Sichtung der atl. Stellvertretungsaussagen ergibt folgende «Typologie der Stellvertretung»: der König als «Repräsentant» oder «Mittler» Gottes (Jer 26,19; Ps 72 u.a.); der Mensch als «Bild» Gottes (Gen 12,6f.; 5,1; 9,6); der Prophet als «Fürbitter» Israels (Ex 32,*7-14.30-34; Jer 15,*10-20 u.a.); das Opfertier als «Stellvertreter» des Menschen (Lev 1ff. u.a.); der Sündenbock als «ritueller Unheilsträger» (Lev 16,20-22); der Gottes-

knecht als «leidender Gerechter» (Jes 52,13-53,12); das Bild als «Ersatz» oder «Vergegenwärtigung» des Originals (Ersatz-, Kult-, Götterbild). In Grundzügen skizziert J. zunächst diese atl. Stellvertretungsmodelle, um dann im zweiten Kapitel mittels zweier exegetischer Fallstudien die Stellvertretungsformen der königstheologischen «Repräsentation» anhand von Ps 72 und des «Leidens des Gerechten» anhand von Jes 52,13-53,12 eingehender zu erarbeiten. In Ps 72 als Bittgebet für den König(ssohn) soll sich dessen gerechte Herrschaft nach zwei Seiten hin entfalten: Der König ist *soziale Instanz*, indem er die Elenden und Armen richtet bzw. rettet, und er ist zugleich *Mittler des göttlichen Segens*, dessen Herrschaft sich heilvoll in der Natur auswirkt. Stellvertretung ist nach Ps 72 die *Fortsetzung der Herrschaft und Fürsorge JHWHs*, die dieser vom König über seine Menschen ausgeübt wissen will. Die Korrelation von Gerechtigkeit und Leiden in Jes 52f. weist nach J. auf einen ao. Kontext, in dem der traditionelle Zusammenhang von Tun und Ergehen zerbrochen ist. Das Zentrum der Stellvertretungsvorstellung in diesem vierten Ebed-JHWH-Lied, das kompositorisch aus einer Wir-Rede (Mittelteil) und zwei JHWH-Reden (Rahmenteile) besteht, liegt im Gedanken einer engen Willensgemeinschaft zwischen Gott und Knecht mit der Intention der «Schuldtilgung» (כַּפֵּרָה) für die vielen. Die Wirklichkeit der Stellvertretung erschliesst sich den «Wir» nicht einfach durch Reflexion oder Entschluss, sondern durch das im Bekenntnis von Jes 53,4 ergriffene Wort, das JHWH in dem Eingangsorakel über den Erfolg seines Knechts spricht (Jes 52,13-15). Das Christusgeschehen wurde immer wieder im Licht der Ebed JHWH-Lieder, insbesondere von Jes 53, gedeutet. Dabei zeigen Apg 8,34f., dass die Gottesknechtslieder das Christusgeschehen als Gottestun verstehen und umgekehrt. Der dritte Hauptteil bietet auf rund 30 Seiten eine Textsammlung zur Stellvertretungsthematik aus den Bereichen Religionswissenschaft, Philosophie, Theologie, Rechtswissenschaft, Politologie und Soziologie. Der damit geöffnete Fächer zur Begriffsgeschichte, der auch die Definitionsproblematik nochmals vor Augen führt, weist zurück auf das erste Kapitel. In einem kurzen «Epilog» bringt J. seine Sicht zur Geltung, die sich an den bibl. Aussagen misst und an die systematisch-theologischen Überlegungen von W. Breuning, Chr. Gestrich und Chr. Link anschliesst. Er kritisiert den «subjektorientierten Ansatz» (Kant, Bultmann u.a.), der die Schuldproblematik dem Primat des unvertretbaren, für sich selbst verantwortlichen Individuums unterstellt. Denn die bibl. Schuldenerfahrung ist nach J. nicht primär ein innerer Gewissens- und Persönlichkeitskonflikt, auch kein moralisches Defizit, sondern die Not, Gottesbeziehung, Selbstbeziehung und Sozialbeziehung nicht mehr integrieren und deshalb aus eigener Kraft nicht mehr weiter zu können. Die entscheidende Frage ist nicht, ob Schuld «übertragbar» ist oder nicht, sondern ob einer da ist, der sich in dieser Situation mit dem Schuldigen identifiziert und an seine Stelle tritt. Es geht um ein «Eintreten an unsere Stelle». Ein Literaturverzeichnis (der häufiger zitierten Literatur) sowie Sach-, Stellen- und Wortregister (hebr. und griech. Begriffe) sind der Studie beigegeben.

Der alttestamentlichen Wissenschaft wird – zum Teil nicht ganz zu unrecht – vorgeworfen, dass ihre oft feingeästelten, ausdifferenzierten und nicht selten divergierenden Ergebnisse für die Theologie insgesamt und für die kirchliche Praxis kaum mehr rezipierbar seien. Hier zeigt ein Alttestamentler auf eindruckliche Weise, dass es auch anders geht. Nicht nur «erdet» er die Diskussion um die Stellvertretungsthematik mit zwei exegetischen Studien zu atl. Schlüsseltexten an der Schrift; er unternimmt es auch mit begriffsgeschichtlichen Beiträgen, theologischen Überlegungen und Textdarbietungen über seine Disziplinengrenze hinaus den biblisch-exegetischen Ertrag mit systematisch-theologischen Überlegungen ansatzweise zu vernetzen. Zugleich hat er neuzeitlichen Vorbehalten gegenüber dem Gedanken der «Stellvertretung» auf dessen bibl. Akzentuierung sowie auf die Unverzichtbarkeit dieser theologischen und christologischen Schlüsselkonzeption hingewiesen. Dem Buch ist eine Aufnahme quer durch die verschiedenen theologischen Disziplinen zu wünschen. Aber nicht nur der theologischen Wissenschaft und den Studierenden (die nament-

lich den «reader» zu schätzen wissen dürften), sondern auch den theologischen Praktikern in Kirche und Pfarramt kann dieses Buch, etwa im Blick auf die Predigtvorbereitung, empfohlen werden.

Beat Weber, Linden

Jerome F.D. Creach, *Yahweh as Refuge and the Editing of the Hebrew Psalter*, Journal of the Study of the Old Testament. Supplement Series 217, Sheffield Academic Press Sheffield 1996. 156 p., ISBN 1-85075-601-5.

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine unter James Luther Mays verfasste Doktoraltdissertation, die sich in die neueren Arbeiten einreicht, welche das kanontheologische Arrangement des Psalmenbuchs zu erfassen versuchen. Die These dieses Buches besteht darin nachzuweisen, dass die Thematik der «Zuflucht bei JHWH» (יְהוָה und bedeutungsmässig verwandte Wortfelder) der Schlüssel zum Verständnis des Psalters insofern darstellt, als diese Thematik und dieses Anliegen nicht zufällig so geläufig ist, sondern von den Herausgebern des Buches bewusst gewählt und fokussiert wurde («intentional editorial schema»).

In den ersten beiden Kapiteln nach der Einleitung steckt der Verfasser zunächst das Wortfeld von יְהוָה ab, listet die verschiedenen Termini und Ausdrücke auf und verweist auf die ihnen zukommende Funktion im Blick auf die JHWH-Verehrung. Danach wird die metaphorische Aussagebreite des Satzes «JHWH ist meine Zuflucht» und ihr Kontext erhoben. Creach kommt zum Ergebnis, dass die Redeweise ihren Haftpunkt in der Königsvorstellung JHWHs habe, insbesondere im Blick auf dessen Schutzfunktion gegenüber Armen und Elenden.

In den beiden folgenden Kapiteln werden die begriffsgeschichtlichen Ergebnisse mit der vorliegenden Form des Psalters und anschliessend mit seiner Formwerdung vermittelt. Dabei ergeben sich u.a. folgende Überlegungen: Die grösste Dichte des «Zuflucht»-Wortfeldes findet sich in der ersten Gruppe der Davidpsalmen (Ps 3-41). Diese Gruppe beginnt, als Addendum zu Ps 2 und als Überschrift über den ersten Davidpsalter, mit der editoriiell plazierten Seligpreisung: «Glückselig alle, die bei ihm ihre Zuflucht suchen» (Ps 2,12d). Das mit diesem Wortfeld verbundene und mit dem Tora-Studium verknüpfte frömmigkeitliche Anliegen zieht sich durch weitere Teilgruppen des Psalmenbuchs. Der Davidpsalter II (51-72) ist vermutlich bewusst dem Davidpsalter I (3-41) nachgestaltet worden und stellt mit diesem zusammen das erste Stadium des (David-)Psalters dar. Der Psalmenumfang 2-89 dürfte mit einer «hiskianischen Redaktion» in Zusammenhang stehen. Der Block Ps 90-150 könnte aufgrund der Analogien zwischen den Psalmen aus Buch IV und Deuterijosaja mit zeitlich und inhaltlich analogen Redaktionsprozessen vonstatten gegangen sein. Nach Creach ergibt sich damit eine Nähe zwischen den redaktionstheologischen Anliegen des Jesaja- und des Psalmenbuchs, die aus je zwei Hauptblöcken bestehen.

Ein Schlusskapitel fasst die wesentlichsten Ergebnisse zusammen. Beigefügt sind zwei Anhänge, eine ausgewählte Bibliographie sowie ein Belegstellen- und Autorenregister.

Creach hat in seiner knapp gehaltenen Studie bereits früher angestellte Überlegungen zum Modell einer Psalterredaktion weitergeführt. Mit der «Zuflucht»-Thematik und der damit verbundenen Frömmigkeit hat er gewiss ein wesentliches theologisches Anliegen des Psalterbuchs herausgearbeitet. Dadurch ist die Studie auch als Vorarbeit zu einer Theologie des Psalterbuchs wertvoll. Die Forschungslage ist im Bereich der Herausarbeitung editoriieller Gestaltungsprinzipien des Psalmenbuchs allerdings noch im Erprobungsstadium. Daher ist es nicht verwunderlich, dass Creach zwar diesbezüglich wichtige Hinweise beisteuern, mit der «Zuflucht»-Thematik die Gesamtanlage des Psalters m.E. aber nicht hinreichend erklären kann. Am Überzeugendsten sind seine Überlegungen im Bereich der ersten beiden Psalterbücher, während die Einpassung der nachfolgenden Psalmengruppen

weniger gelingt. Was er schuldig bleibt, ist eine Erklärung, wie die «Zufluchts»-Thematik von den Redaktoren aufgenommen oder eingebaut wird. Er scheint nicht – wie etwa der Kommentar von Hossfeld und Zenger – von einem redaktionsgeschichtlichen Modell in dem Sinn auszugehen, dass er zwischen Grundpsalm und Fortschreibungen differenziert und diese Schichten jeweils benennt (mit Ausnahme von Ps 2). Diesbezüglich bleibt die Studie Antworten schuldig.

Beat Weber, Linden

Stefan Felber, *Wilhelm Vischer als Ausleger der Heiligen Schrift*. Eine Untersuchung zum Christuszeugnis des Alten Testaments, Band 89 der Reihe: Forschungen zur systematischen und ökumenischen Theologie Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen und Zürich 1998.

Ein junger Theologe hat in Erlangen eine Dissertation über Wilhelm Vischer eingereicht und dafür das Prädikat «summa cum laude» erhalten. Seine Arbeit ist die Frucht eines immensen Quellenstudiums (Schriften Vischers und über ihn, auch gegen ihn, Briefe, Interviews etc.). Er hat seine Dissertation gering verbessert» jetzt in Buchform (414 Seiten!) veröffentlicht.

Der erste Teil des Buches enthält Vischers «Biographie und theologischen Weg». Darin nimmt «der Fall Vischer» viel Platz ein (d.i. die Nazigesetze gegen Vischer, die ihn seine Dozentur an der Theol. Schule Bethel bei Bielefeld verlieren liessen). Im zweiten Teil beschäftigt sich Felber mit «Wilhelm Vischer als Ausleger der Heiligen Schrift», und im dritten Teil folgt eine «Zusammenfassung und Beurteilung». Eine zwanzigseitige Bibliographie zeugt schliesslich von der Produktivität Vischers.

Bekannt wurde Vischer vor allem durch die zwei Bände «Das Christuszeugnis des Alten Testaments» (zu weiteren Bänden kam es leider nie). Darin bricht er mit Harnacks Ablehnung des A.T. und ebenso mit der Meinung, das A.T. sei einfach ein religionsgeschichtliches Dokument des Judentums. Mit dem «Christuszeugnis» hat Vischer einst einen Alarm ausgelöst. Er hat damit nicht nur unter deutsch- und französischsprachigen Theologen ein lebhaftes Interesse am A.T. geweckt und bei vielen Predigern die Freude, über einen Text aus dem A.T. zu sprechen. Andererseits wurde er aber von seinen Fachkollegen – teils vehement – abgelehnt. Über die Auseinandersetzungen jener mit Vischer lesen wir im zweiten Teil des Buches viel Interessantes (z.B. von von Rad, Eichrodt, Elliger u.a.m.).

Wenn Vischer im A.T. ein Christuszeugnis liest, so sind nicht «die sog. messianischen Weissagungen» gemeint, sondern das ganze A.T. Voraussetzung dafür ist, dass er mit dem praexistenten Christus rechnet. Christus ist *das* Wort Gottes, das in Jesus Fleisch geworden ist. Und zur Fleischwerdung des Wortes Gottes gehört auch die Fleischwerdung im Volk Israel, in seiner Geschichte und in seinen Gestalten.

Textkritik liess er jedoch keineswegs beiseite. Er beachtete sie als «notwendig, aber sie ist nur ein Teil der Exegese». Seine Basler Studenten waren enttäuscht, dass auch er eine saubere Analyse des Textes verlangte und nicht direkt zu einer christologischen Exegese schritt. – Typologie und Allegorie – beides wurde ihm etwa von seinen Gegnern vorgeworfen – lehnte er ab.

Es überrascht nicht, dass sich Vischer von Anfang an gegen jeglichen Antisemitismus gestellt hat. «Wer die Juden angreift, greift den in Jesus Christus geschlossenen Bund an» – so Vischer.

Als er in Basel über «die Kirche und die Juden» sprach, befand sich unter den Zuhörern auch der damalige Basler Rabbiner. Dieser äusserte sich nachher: «Eine solche Sprache haben wir Juden von Seiten eines Vertreters der Kirche seit 1900 Jahren nicht gehört». Vischer war der Überzeugung, dass die «Judenfrage» eine Existenzfrage der Kirche ist. Diese Überzeugung stützte sich auf Röm 9-11.

Der Titel seines Hauptwerkes bezeichnete im Grunde Vischers ganzes Wirken. Um das «Christuszeugnis» ging es ihm zuerst und zuletzt. Quelle für sein ganzes Denken und Leh-

ren war ihm die ganze Bibel, nicht nur das N.T., sondern eben auch das A.T. In diesem Sinne hat er als Prediger, als Seelsorger und auch als Lehrer gewirkt, sei es in seiner ersten Gemeinde – einem Dorf in der Nähe von Basel, sei es in der Evang. Gemeinde Lugano, sei es zu St.Jakob (ein Zweig der Basler Münstergemeinde). Nicht anders wollte er in diesem Sinne wirken als Dozent für A.T. an der Theol. Schule in Bethel bei Bielefeld, als Privatdozent an der Theol. Fakultät der Basler Universität und als Ordinarius für A.T. an der Ref. Fakultät von Montpellier. Dort ist er dann als Emeritus im hohen Alter von 92 Jahren gestorben.

Die heutigen jungen Theologen kennen ihn kaum mehr – so wenig wie seinen theologischen und persönlichen Freund Karl Barth. Stefan Felber schliesst sein Buch mit den Worten: «Deshalb sind die von ihm aufgeworfenen Fragen und Impulse zu Unrecht in Vergessenheit geraten.»

Heinrich O. Kühner, Basel

Bernhard Lohse, *Luthers Theologie in ihrer historischen Entwicklung und in ihrem systematischen Zusammenhang*, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1995. 378 S., ISBN 3-525-52197-9 (kart.).

Am 29. März 1997 verstarb der bekannte Hamburger Luther-Forscher Bernhard Lohse, der sich seit 1958 in ungezählten Arbeiten mit dem Leben und der Theologie Luthers beschäftigt hatte. Gewissermassen als Summa dieses Lebenswerkes erschien zwei Jahre vor seinem Tod der vorliegende Band.

Lohses Darstellung gliedert sich in drei Teile. Zunächst bestimmt der Vf. die «Voraussetzungen für eine Darstellung von Luthers Theologie». In diesem Teil werden die historischen, kirchlichen und theologischen Voraussetzungen um 1500 geschildert sowie Luthers Werdegang und die Eigenart von Luthers Theologie skizziert. Im zweiten Teil wird «Luthers Theologie in ihrer historischen Entwicklung» beschrieben. In vierzehn Abschnitten orientiert Lohse von den theologischen Anfängen Luthers (1509/1510) ausgehend über den Ausbau der reformatorischen Theologie bis hin zu seinen Auseinandersetzungen mit den Antinomern. Im dritten Teil schliesslich wird Luthers Theologie in «ihrem systematischen Zusammenhang» analysiert. Diesen letzten Teil schliesst ein Exkurs zum Thema «Luthers Haltung zu den Juden» ab. Kurze und gut ausgewählte bibliographische Hinweise gehen den einzelnen Abschnitten voran. Namen- und Sachregister beenden den Band.

Der zweifache Zugang zur Theologie Luthers macht den besonderen Reiz dieses theologiegeschichtlichen Werkes aus, dem man einen souveränen Umgang mit der Materie bescheinigen muss. Gut lesbar und mit der notwendigen Prägnanz und Kürze stellt Lohse die Grundlagen der Theologie Luthers in ihrem historischen Kontext vor und verortet sie im Werk des Wittenberger Reformators. Allein an zwei Punkten hätten die Informationen reichhaltiger fliessen dürfen. Zum einen kommt Luthers Ethik zu kurz, zum anderen interessierten auch die sozialen Ideen und Wirkungen in Luthers Theologie (z.B. Armenfürsorge, Diakonie).

Insgesamt bietet der Band in der Auswahl und der Anordnung des Stoffes eine recht konservative und traditionelle Darstellung. Der zweifache Zugang ist – wie der Verfasser selber anmerkt – die Aufnahme eines Ansatzes von Julius Köstlin, den dieser als «Luthers Theologie in ihrer geschichtlichen Entwicklung und in ihrem inneren Zusammenhang» 1863, ²1901 (Neudruck 1968) publizierte.

Das vorzügliche und informative Buch kann sowohl Studierenden als auch Pfarrern und Pfarrern sowie interessierten Nichttheologen empfohlen werden, die sich mit der vielschichtigen Theologie Luthers beschäftigen möchten. Die übersichtliche Gliederung lässt

einen raschen Zugriff auf die gewünschten Informationen zu, die anhand der beigefügten Literaturangaben vertieft werden können.

Thomas K. Kuhn, Basel

Wolf-Dieter Hauschild (Hg.), *Profile des Luthertums. Biographien zum 20. Jahrhundert*. Die Lutherische Kirche, Geschichte und Gestalten (20. Bd.), Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1998. 770 S., ISBN 3-579-00386-0.

Biographische Sammelbände erfreuten sich in den vergangenen Jahren grosser Beliebtheit. Je nach Auswahl einen grösseren Zeitrahmen und Personenkreis umfassend, bieten sie per Lebenslauf mehr oder weniger gelungen Einblicke in die Kirchen- und Theologiegeschichte. Einen zeitlich und theologisch engen Rahmen markiert der vorliegende Band, der sechsunddreissig Beiträge sowie ein Autoren- und Autorinnenverzeichnis enthält. Die Aufsätze widmen sich dem deutschen Luthertum im 20. Jahrhundert.

Vor etlichen Jahren hatte die Historische Kommission des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes beschlossen, eine Sammlung von Biographien zu veröffentlichen. Drei Auswahlkriterien wurden festgelegt: 1. Die Personen sollten für das deutsche Luthertum von besonderer Bedeutung sein. 2. Ihr Wirkensschwerpunkt sollte im 20. Jahrhundert liegen, noch lebende Personen wurden ausgeschlossen. 3. Neben Theologen und kirchlichen Amtsträgern sollten auch Nichttheologen präsentiert werden. Gerade das letzte Kriterium verleiht dem Band seine besondere Note. Die jetzt vorliegende Auswahl ist das Ergebnis intensiver Diskussionen. Über die weiteren Auswahlkriterien schweigt sich das Vorwort indes aus. Der Band beginnt alphabetisch bei Paul Althaus und endet bei Theophil Wurm. Am Ende der Beiträge findet sich jeweils eine Bibliographie wichtiger Werke sowie einschlägiger Sekundärliteratur.

Neben den auch einem breiteren theologisch interessierten Publikum bekannten Theologen wie Althaus, Asmussen, Fr. von Bodelschwingh, Bonhoeffer, Bultmann und Dibelius findet sich auch ein Beitrag über den Komponisten Hugo Distler (1908-1842), der für die Erneuerungsbewegung in der evangelischen Kirchenmusik der zwanziger und dreissiger Jahre des 20. Jahrhunderts von grosser Bedeutung gewesen ist. Als weiterer Nichttheologe folgt der Jurist Hermann Ehlers (1904-1954), der zu den Verfassungsvätern der Evangelischen Kirche in Deutschland zählte und Präsident des Deutschen Bundestages war. Ein Theologe ohne Abschluss war der bekannte Dichter und Schriftsteller Jochen Klepper (1903-1942), dessen Weg in den Freitod J. Mehlhausen nachzeichnet. Eine weitere wichtige Persönlichkeit ist Wilhelm von Pechmann (1858-1946), den Klaus Scholder als einen «der bedeutendsten Laien in der evangelischen Kirche» bezeichnet hat. Pechmann war u. a. der erste gewählte Präsident der bayrischen Landessynode und Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages, sowie Mitglied des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses von 1929-1933.

Mit Gerhard Ritter (1888-1967) bietet der vorliegende Band das Portrait eines herausragenden deutschen Historikers, für den das Thema der Religion eine zentrale Rolle in der Historiographie spielte. Bekannt wurde u.a. sein Buch «Luther. Gestalt und Symbol», das 1925 in erster Auflage erschien. Dem inzwischen weithin vergessenen Dichter und Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder (1878-1962) widmet sich ein weiteres Portrait. Von Schröder finden sich im neuen deutschen Kirchengesangbuch drei Lieder (184, 378, 487), von denen das bekannteste «Abend war, bald kommt die Nacht» ist. Das übrige literarische Werk ist weithin in Vergessenheit geraten.

Der letzte sogenannte lutherische «Laie» ist der Jurist Reinold von Thadden-Trieglaff (1891-1976), der sich als Gründer des Deutschen Evangelischen Kirchentages nach 1945 einen Namen gemacht hat. Als einzige Frau widmet sich der Band der aus dem baltischen Luthertum stammenden Religionspädagogin Magdalene von Tiling (1877-1974).

Neben den bisher genannten Persönlichkeiten finden sich unter anderen auch Beiträge über Gogarten, Harnack, Hirsch, Holl, Iwand, Krummacher, Lilje, Meiser, Sasse, Seeberg, dem F. W. Graf den bei weitem längsten Artikel widmet, W. Stählin und Thielicke.

Der methodische Zugang, über Biographien ein Profil des Luthertums zu skizzieren, wurde deswegen gewählt, weil, wie es im Vorwort heisst, das Luthertum eine so «vielseitige und eigenartige Grösse» sei, die eine «zutreffende Definition seines Wesens und seiner Erscheinungsform erhebliche Schwierigkeiten bereitet». Leuchtet diese Zurückhaltung durchaus ein, so stellt sich aber nach der Lektüre des Buches die Frage, ob nicht doch anhand der hier vorliegenden Biographien der Versuch einer Beschreibung des Luthertums im 20. Jahrhundert hätte unternommen werden können. Eine solche Wesensbestimmung höbe diesen Sammelband qualitativ aus den zahlreichen anderen biographischen Publikationen heraus. Zum anderen hätten für eine chronologische Erstinformation wenigstens in den Kapitelüberschriften die Lebensdaten genannt werden können, da bei einzelnen Artikel die Suche nach denselben zeitaufwendig ist. In manchen Beiträgen wäre schliesslich ein etwas kritischerer Umgang mit den jeweiligen Persönlichkeiten wünschenswert gewesen. Insgesamt ist dieses umfangreiche Sammelwerk eine ertragreiche historische Fundgrube lutherischen Denkens und Wirkens sowie ein ansprechender Beitrag zur neuesten Kirchen- und Theologiegeschichte. Dem Buch bleibt zu wünschen, dass seine Rezeption nicht durch konfessionelle Hürden beeinträchtigt wird.

Thomas K. Kuhn, Basel

Werner Raupp, *Christian Gottlob Barth. Studien zu Leben und Werk*, Calwer Verlag, Stuttgart 1998. 294 S., DM 98.-, ISBN3-7668-3579-3.

Christian Gottlob Barth (1799-1862) gehört zu den bedeutendsten Personen der württembergischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Der von ihm gegründete Calwer Verlag besteht bis heute. Darüber hinaus stand Barth innerhalb der deutschsprachigen und der internationalen Erweckungsbewegung in hohem Ansehen. Seine «Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien» (1835) etwa erschien in 37 Übersetzungen. Von seinen «Zweymal zwey und fünfzig biblische Geschichten» (1832) lassen sich 483 deutsche Auflagen und mindestens 87 Übersetzungen nachweisen. Dennoch ist die Erinnerung an Barth nur in kleineren Kreisen bewahrt geblieben.

Raupp legt mit seinem Buch die erste historisch-kritische biographische Darstellung Barths vor und nahm dafür Archivalien aus über 80 Archiven zu Kenntnis. Ein Nachlass Barths existiert nicht mehr.

Nach Einleitung und Forschungsgeschichte, die die erbaulichen Tendenzen der bisherigen biographischen Arbeiten zu Barth erweist, zeichnet der Vf. im dritten Kapitel «Barths geistige Heimat», den württembergischen Pietismus in den Jahren 1780 und 1850, nach. Hier hätte an manchen Stellen eine präzisere Begrifflichkeit sowie eine prägnantere Beschreibung dieser süddeutschen Spielart des Pietismus den Wert der Darstellung erhöht.

Der Biographie Barths widmet sich der Vf. schliesslich im vierten Kapitel. Barth wurde 1799 in Stuttgart geboren. Sein Vater war Gipser und Maler, der ebenso wie seine Frau pietistischen Kreisen angehörte und mit dem bekannten C. F. A. Steinkopf befreundet gewesen war. Darüber hinaus hatte er auch mit weiteren Persönlichkeiten des württembergischen Pietismus sowie mit der Basler Christentumsgesellschaft Kontakt. Barths Mutter, Beata Katharina, geb. Engelmann, korrespondierte etwa mit Anna Schlatter in St. Gallen. Barth wuchs in einer «idyllisch-pietistischen Hausfrömmigkeit» auf, konnte aber nie auf ein eigentliches Bekehrungserlebnis verweisen. Nach den üblichen Schulbesuchen, in diese Zeit fällt der frühe Tod des Vaters (1810), und ersten Publikationen, studierte Barth von 1817-1821 in Tübingen Theologie und lebte im dortigen Evangelischen Stift. Die Teilnahme an einer pietistischen Erbauungsversammlung mit dem Namen «Pia» wurde für ihn

wegweisend und zu einem Ort, an dem er zahlreiche erweckte Freunde aus dem deutschsprachigen Raum fand. Im eigentlichen Theologiestudium, das er im Oktober 1819 aufnahm, wurde Barth vor allem von A. K. E. Eschenmayer, C. F. Steudel und C. F. Schmid geprägt. Schon 1819 erregte Barth mit seiner Schrift «Über die Pietisten» Aufmerksamkeit, die im Zusammenhang mit der Gründung der Gemeinde Korntal gesehen werden muss. Barth beabsichtige mit seiner Charakterisierung des Pietismus diesem einen Ehrenplatz innerhalb der Kirche zu sichern. Dabei griff er auf Jakob Böhme zurück und verwies auf die mystisch-spiritualistische Tradition des radikalen Pietismus.

Von 1821-1824 wirkte Barth als Vikar. Danach begab er sich auf eine Bildungsreise, die ihn am Niederrhein, im Wuppertal und in den Niederlanden mit führenden Vertretern der Erweckungsbewegung zusammenführte. Beim Grafen Adalbert von der Recke Volmerstein und seinen Düsseldorf-Kinderrettungsanstalten erhielt er wichtige Anstöße für die von ihm zwei Jahre später initiierte Kinderrettungsanstalt in Stammheim bei Calw. In den Jahren 1824-1838 wirkte Barth schliesslich als Pfarrer in Möttlingen, das später durch Johann Christoph Blumhardt zu grosser Bedeutung gelangen sollte. Dieser Zeit und der Theologie Barths wendet sich der Vf. im fünften Teil seiner Arbeit zu. Es folgt schliesslich noch ein knapper Blick auf die Jahre 1838-1862, die Barth in Calw verbrachte. Das Buch schliesst mit einer «Bibliographia Barthiana», der es gelungen ist, längst als verschollen geltende Stücke wieder nachzuweisen.

Nach der Lektüre des Buches bleibt ein ambivalenter Eindruck. Positiv muss erstens gewürdigt werden, dass endlich Studien zu einer historisch-kritischen Biographie Barths verfasst wurden, die vor allem die Frühzeit umfassen. Zweitens bietet die knapp hundert Seiten umfassende Bibliographie ein wichtiges und grundlegendes Arbeitsmittel für die weitere Erforschung Barths. Kritische Fragen schliessen sich indes an die biographische Darstellung und die Gewichtung der Lebensbeschreibung innerhalb des vorliegenden Buches an. Die eigentliche Biographie umfasst nämlich nur etwa 120 Seiten. Hier hätte ich mir präzisere und tiefer gehende biographische, historische und theologische Informationen gewünscht. Gerade bei der Benennung des weiten erweckten Beziehungsgeflechtes, das sich Barth aufbaute, bleiben viele Fragen offen, zumal oft nur Personennamen und Orte genannt werden.

So bleibt am Ende die Feststellung, dass diese Tübinger Dissertation aus dem Jahr 1996, in der Tat helfen wird, Barth «dem Dunkel der Vergessenheit zu entreissen», und insofern – vor allem wegen der bibliographischen Recherchen – einen ersten «grösseren Baustein» der Barthforschung (S.4) zur Verfügung stellte. Eine umfassende Biographie Barths steht indes weiterhin aus. Sie wäre aber für die Erforschung der Erweckungsbewegung und ihres kommunikativen Netzes von grosser Bedeutung.

Thomas K. Kuhn, Basel

Cornelia Irblich, *Apokalyptische Bibelexos in ausgewählten amerikanischen Romanen seit Stephan Crane*. Mainzer Studien zur Amerikanistik, Bd. 34. Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 1996. ISBN 3-361-49 823-3.

Renate Ulmer, *Passion und Apokalypse*. Studien zur biblischen Thematik in der Kunst des Expressionismus. Europäische Hochschulschriften, Reihe XXVIII, Kunstgeschichte, Bd. 144. Ebd. 1992. ISBN 3-631-42557-0.

Die biblische Überlieferung lebt nicht nur in persönlicher Frömmigkeit, in Exegese und Dogmatik weiter, sondern auch und nicht zuletzt in der Kunst. Zwei neuere Dissertationen zeugen von der bildenden Kraft der biblischen und dann speziell der apokalyptischen Texte. C. Irblich geht in ihrer Arbeit den Anspielungen auf die Offenbarung des Johannes in einigen amerikanischen Romanen nach. Sie klärt zunächst den oft unscharf benutzten Aus-

druck «apokalyptisch» und stellt den theoretischen Rahmen bereit, der ihrer Untersuchung zugrunde liegt. Dabei wählt sie einen relativ engen Begriff von Intertextualität, in dem es um bewusste Anspielungen auf einen vorliegenden «Prätex» geht, die vom Leser als solche aufgefasst werden sollen. Sie unterscheidet weiterhin, angelsächsischer Tradition folgend, drei Textebenen, auf denen die Zitate wirksam werden: die auktoriale Ebene, die sich etwa in Titeln oder in einem Motto ausdrückt, die Ebene des Erzählers, in der sich die Erzählperspektive darstellt, ohne dass diese den handelnden Personen bewusst wäre, und schliesslich die Ebene der Handlungsträger. Der biblische Prätex manifestiert sich in seiner neuen Umgebung in einzelnen «Lexien», seien diese nun wörtliche Zitate, Anspielungen oder auch nur Namensnennungen. Dabei geraten zwei verschiedene Texte in eine Spannung, die eine metaphorische Struktur hat. Der Prätex wird zum Bedeutungsspende für den neuen Text, in den er eingebettet ist.

Irblich beschränkt sich nun nicht allein auf den *Ausweis* der Anspielungen und Zitate. Auch für Leser, welche die besprochenen Romane von Crane, West, Porter, Cummings, Baldwin und Styron nicht alle kennen, ist es faszinierend zu verfolgen, wie die Autorin die Textbezüge zur Interpretation der Romane verwendet und oft zu recht neuen Ergebnissen kommt. Ein Thema der besprochenen Romane ist immer wieder der Glaube der Amerikaner, die auserwählte Nation und damit Vorboten des apokalyptischen Gottesreiches zu sein. In Nathanael Wests Roman «The Day of the Locust» wird gerade durch die Interpretation der Zitate deutlich, wie der Autor diese Illusion abbaut und vor der menschlichen Selbstzerstörung warnt, die auch die amerikanische Kultur einschliesst.

Irblichs Weise, mit Bibelziten umzugehen, ist für alle lehrreich, die sich mit der Rezeption der Bibel beschäftigen. Dieser Prozess beginnt ja bereits mit den alttestamentlichen Zitaten innerhalb des Neuen Testaments. In der späteren Auslegungsgeschichte werden Texte meist benutzt, um eigene, also neue Gedanken zu belegen und sie als «alt» zu erweisen. Oft werden damit die alten Texte in ihr Gegenteil verkehrt. Es wäre reizvoll gewesen, wenn Irblich ihre Ergebnisse auch im Lichte der Rezeptionstheorie von H. Bloom diskutiert hätte, aber das hätte ihren Rahmen gesprengt.

Während man für das vorhergehende Buch eigentlich alle die besprochenen Romane kennen sollte, ist es für Renate Ulmer einfacher, den Leser mit entsprechenden Informationen zu versorgen. Fast alle besprochenen Bilder sind im Anhang in einfachen Reproduktionen abgebildet. Im Vordergrund ihrer Untersuchungen stehen die Passionsdarstellungen. Sie zeigt, wie im Laufe der Säkularisierung die Bilder des Leidens Christi aus dem überweltlichen in einen alltäglichen Rahmen gestellt werden. Jesus lebt und stirbt jetzt und mit uns in der Gegenwart. Darin spiegelt sich sicherlich die liberale Theologie wieder. Aber die Nähe Christi geht noch weiter, er wird zum Bild des Künstlers selber, seiner vergeblichen Botschaft und seines Leidens. Am deutlichsten ist das bei Ensor und Gauguin. Im eigentlichen Expressionismus wird teilweise eine neue Entwicklung eingeschlagen. Auf der einen Seite steht das ekstatische Erleben Noldes, das mich an Rudolf Otto erinnert, auf der anderen Seite aber auch die Kristus-Serie Schmidt-Rottluffs, in der Christus mit einem betonten Heiligenschein wiederum zum Fremden, zum Anderen wird. Hier zeichnet sich nach 1918 bereits die frühe dialektische Theologie ab. Ulmers Interpretation der einzelnen Holzschnitte dieser Serie ist für mich besonders überzeugend. Interessant wäre es allerdings gewesen, die gleichzeitigen Holzschnitte des «Spiels Christa» aufzunehmen, die in manchem ikonographisch parallel sind, aber von der Erlösung durch die Frau handeln. Ulmer bleibt nicht dabei stehen, nur die Bilder selber zu deuten, sondern sie ordnet sie auch in die Geistesgeschichte ein und zeigt den Einfluss von Nietzsche, Dostojewski und Tolstoi auf. Das Buch des Zürcher Pfarrers Oskar Pfister über den Expressionismus von 1920, der Ähnliches versucht, könnte vielleicht noch deutlicher zeigen, warum die liberale Theologie trotz anfänglicher Nähe oft so verständnislos gegenüber dem Expressionismus war.

Ein weiterer umfangreicher Teil ihres Buches ist apokalyptischen Darstellungen gewidmet. Hier geht es vor allem um die Verarbeitung des Krieges, etwa in den apokalyptischen Landschaften Meidners. Gibt es irgendeine Hoffnung, wie sie ja in der Offenbarung des Johannes deutlich am Ende steht? Ulmer zeigt auf, wie die Künstler darum ringen, die allgemeine Zerstörung mit einer messianischen, ja revolutionären Idee zu verbinden.

Drei Abschnitte über Hiobdarstellungen (als Auflehnung gegen das Leid), Kirchners Absalom-Holzschnitte als Generationenkonflikt und schliesslich über die Trivialisierung expressionistischer Ausdrucksmittel in der späteren religiösen Kunst beschliessen das Buch, das dem interessierten Leser eine Fülle von Material zur Weiterarbeit liefert. Manches muss natürlich fehlen. Aus Schweizer Perspektive hätte ich mir die Berücksichtigung von Fritz Liebs Einfluss auf die Gruppe Rot-Blau um Kirchner gewünscht. Louis Soutters zahlreiche Christusbilder fallen wohl zeitlich schon etwas aus dem Rahmen. Aber insgesamt eröffnet das Buch eine reichhaltige Sicht auf die religiöse Kunst in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts.

Hartmut Raguse, Basel

Uwe Beyer, *Die Tragik Gottes*. Ein philosophischer Kommentar zur Theologie Eugen Drewermanns, Königshausen & Neumann, Würzburg 1995. ISBN 3-88479-984-3.

Die Sekundärliteratur zu Drewermann wächst, und kritische Stimmen dürften in der Mehrheit sein. Beyers Buch gehört dazu, aber er versucht mit Erfolg, nicht einfach in die Polemik einzustimmen, sondern Drewermann von einem philosophischen Standort her ernstzunehmen und mit ihm ins Gespräch zu kommen. Die Ausgangsfrage des inhaltsreichen Buches ist die Frage nach dem einen Gott hinter den vielen Göttern der Religionen. Gibt es ihn, wie Drewermann es behauptet? Die philosophische Skepsis hat jedenfalls Mühe, den guten Gott Jesu mit dem allgemeinen Prinzip Heraklits zu verbinden, das mächtig und willkürlich wie ein Kind mit der Weltgeschichte spielt. Sind es nicht zwei unvereinbare Götter?

Zu diesem Gegensatz gehört noch ein anderer hinzu: stehen Angst und Vertrauen, die Grundbegriffe Drewermanns, in einem hierarchischen Verhältnis zueinander, so dass letztlich die Angst im Vertrauen aufgeht, oder handelt es sich um einen ewigen Gegensatz? Wenn der Gott Jesu für Drewermann ein Gott reiner Liebe ist, dann ist zu fragen, woher die Angst kommt, die die menschliche Existenz zu einer tragischen macht. Die Angst stammt nach Drewermann letztlich aus der Freiheit und aus der Begrenzung durch den Tod. Wenn aber Gott als Schöpfer zugleich das Prinzip der Welt und damit des Werdens und Vergehens ist, dann ist die Tragik der menschlichen Existenz «zutiefst eine Tragik des Schöpfers» (73), der für Beyer eher wie der Gott Heraklits erscheint. Wie aber ist dann Erlösung möglich? Diese Frage wird zum Zentrum der Diskussion des Buches. Beyer zeigt scharfsinnig, wie Drewermann daran scheitert, Jesu Predigt vom unendlichen Wert des Einzelnen und die individuelle Erlösung theoretisch einzulösen. An deren Stelle trete bei ihm, vor allem durch seine Interpretation des Abendmahles als «Gottessen» ein Eingang des Menschen ins «Allgemeine». Dieses Allgemeine ist aber nicht der Gott Jesu, es ist vielmehr gerade dasjenige Prinzip, das am Ursprung der Angst steht. Ist es in der Lage, dem einzelnen Menschen Vertrauen zu geben? Beyer bezweifelt es und setzt Drewermanns Erlösungsvorstellungen in einen Widerspruch zu dessen psychotherapeutischer Erfahrung, in der es um den Einzelnen geht.

Beyers eigene Lösung verzichtet auf eine griffige Eindeutigkeit. Ihm geht es darum, «das Geheimnis Gottes zu wahren – durch absolute Anerkennung 'Seiner Freiheit'» (211). Der Freiheit Gottes entspricht die Freiheit des Menschen, deren Offenheit eine durch Offenbarung vermittelte ist. Aber der skeptische Philosoph kann nicht normativ bestimmen, dass

nur die christliche Offenbarung dazu in der Lage ist. Er kann nur selber, wie auch Drewermann es tut, seine eigene Freiheit im christlichen Verständnis finden.

Es ist nicht einfach, den oft verschlungenen Gedankengängen Beyers zu folgen. Wenn man es trotzdem tut, erfährt man nicht nur Wesentliches über Drewermanns Widersprüchlichkeit und sein Versagen, die christliche Erlösung angemessen darzustellen. Man wird auch in einen oft scharfsinnigen Gedankengang hereingenommen, der zur eigenen Klärung der Gottesbeziehung beiträgt. Mir selber war dieses das wichtigere Ergebnis der Mühe meiner Lektüre.

Hartmut Raguse, Basel

Martin Jochheim, *Seelsorge und Psychotherapie*. Historisch-systematische Studien zur Lehre von der Seelsorge bei Oskar Pfister, Eduard Thurneysen und Walter Uhsadel., Verlag Dr. Dieter Winkler, Bochum 1998.

In seiner Kieler Dissertation verfolgt M. Jochheim mit einer vorwiegend historischen Untersuchung zugleich ein systematisches Ziel: die Verhältnisbestimmung zwischen moderner Psychotherapie und Theologie. In seiner Einführung zeigt er in Anlehnung an D. Rössler zwei mögliche Lösungen auf: Psychotherapie als Hilfsmittel oder als Hilfswissenschaft. Ist sie Hilfsmittel, so behält sie ihre Eigengesetzlichkeit und leitet die Seelsorge in ihrem Handeln an. Als Hilfswissenschaft hingegen bringt sie der Seelsorge zwar einen Kenntniszuwachs, über deren Bedeutung aber diese selber zu entscheiden hat.

Vor diesem Hintergrund geht Jochheim in drei sorgfältig gearbeiteten Kapiteln den Seelsorgelehren von Pfister, Thurneysen und Uhsadel nach.

Er zeigt, wie Pfister die Auffassungen des frühen Freud übernommen und verkürzt seiner liberalen Theologie einverleibt hat. Allerdings beeinflusst diese Einverleibung ihrerseits die Theologie derart, dass Jesus gleichsam zum ersten analytischen Seelsorger wird. Liberale Theologie und Psychotherapie fallen weitgehend zusammen, nur dass die Theologie einen noch weiteren Horizont für die neurotisch Erkrankten öffnet, die Liebe zu Gott. Jochheim zeigt die theologischen und psychoanalytischen Schwächen dieser Position auf, ohne doch ihre Bedeutung als einen ersten Versuch zu verneinen. Gegenüber der grossen Pfister-Monographie von Nase kommt auch die theologische Position noch deutlicher ins Blickfeld.

Der Gegenspieler des Zürchers Pfister ist in Basel E. Thurneysen. Jochheim zeichnet seine Entwicklung von der Frühschrift «Rechtfertigung und Seelsorge» bis zu «Seelsorge im Vollzug» nach. Er zeigt, wie einerseits Thurneysen allmählich die Psychoanalyse rezipiert, weil sie ihm ein Mittel darbietet, die Ratsuchenden besser zu verstehen. Sie wird zur Hilfswissenschaft. Was sie allerdings am Menschen aufweist, ist dessen Getriebensein von unbewussten Mächten, die von einem geistlichen Standpunkt aus mit der Sünde gleichzusetzen seien. Krankheit ist nicht etwa nur als Illustration der Sündenverfallenheit, sondern sie ist als reale Folge der Sünde anzusehen. Jochheim zeigt an dieser Behauptung sehr klar, wie Thurneysen hier einen gefährlichen Kategorienwechsel zwischen geistlichen und empirischen Begriffen vollzieht. Gegen die unbewussten Mächte der Sünde helfen nicht etwa die Kräfte des Ich, auf die Freud sich bezieht. Heilung kommt nur aus dem Glauben. Damit muss Thurneysen die Psychoanalyse in ihrem Heilungsanspruch zurückweisen. Als er sich im Alter stärker der Psychosomatik zuwendet, geschieht das nicht etwa im Zusammenhang mit der Psychoanalyse, sondern er findet dort einen Bereich vor, in dem er die weitere Auseinandersetzung mit Freud vermeiden kann.

Thurneysens vielzitiertes «Bruch» im seelsorgerlichen Gespräch beendet jeweils die therapeutische Sichtweise, und Jochheim zeigt deutlich, worauf vor allem Tacke hingewiesen hatte: dass auf der anderen Seite des Bruches nicht etwa die Bibel, sondern die Dogmatik

steht. Damit dürfte die gegenwärtige positivere Würdigung dieses Bruches, etwa bei Grözingen, eine produktive Uminterpretation sein.

Die Darstellung der Seelsorgelehre W. Uhsadels ist wohl das Neuartigste in Jochheims Buch, liegt doch bisher eine umfassende Gesamtdarstellung nicht vor. Uhsadel betont die Eigengesetzlichkeit der Seelsorge, denn sie führt den Menschen in einen höheren Bereich als die Psychotherapie. Diese wird damit zum Hilfsmittel für eine bessere Menschenkenntnis. Aber die Beziehungen gehen doch viel weiter. Durch seine Anknüpfung an Jung, bei gleichzeitiger Verwerfung Freuds, findet er in den Archetypen das mythische Korrelat, von dem die Offenbarung Gebrauch macht, um sich darzustellen. Zwar ist nichts Irdisches göttlich, aber es wird zum Gleichnis dafür. Jochheim zeigt, wie der Berneuchener Kreis hierin Uhsadel geprägt hat. Hinzu kommt der Einfluss Tillichs, aber es wird deutlich, dass es sich hier um eine sehr einseitige Aufnahme handelt. Der Begriff der Korrelation prägt zwar nicht nur die Beziehung zwischen Seelsorge und Psychotherapie, sondern seine ganze Theologie. Doch diese Korrelation ist eng mit der analytischen Psychologie Jungs verknüpft, die für Uhsadel ein streng empirisches Konzept darstellt. Sie ist es vor allem, die mit der Theologie immer wieder in Korrelation steht.

Seelsorge führt in den Bereich der Kirche. Hier wird vor allem der Unterschied zu den Reformierten Pfister und Thurneysen deutlich. Denn die Seelsorge ist für den Lutheraner Uhsadel an das Amt gebunden. Dieses Amt hat für ihn nicht nur den Auftrag, das Wort zu verkündigen und die Sakramente zu spenden, sondern die gesamte seelsorgerliche Tätigkeit ist an das Amt gebunden und kann nur von dorther auf alle Gemeindeglieder fließen. In diesem Klerikalismus sieht Jochheim vor allem die Grenzen von Uhsadels Seelsorgeverständnis, das aber andererseits eine grosse Weite hat und von der eigentlichen Beichte bis zur praktischen Lebenshilfe alles umfasst.

In einem Schlusskapitel diskutiert Jochheim die drei Autoren noch unter dem Gesichtspunkt der jeweiligen anthropologischen Voraussetzungen, ihrer Antworten auf die Propriumfrage und schliesslich danach, wieweit ihnen bestimmte Handlungstheorien zugrunde liegen.

Jochheim ist es gelungen, ein Buch zu schreiben, das hohe psychologische und theologische Kompetenz in gleicher Weise verrät. Es ist vor allem für Fachtheologen eine höchst gelungene Einführung, weil alle psychologischen Begriffe sorgfältig erklärt werden. Er wird damit hoffentlich die gegenwärtigen antipsychoanalytischen Tendenzen innerhalb der Seelsorgediskussion ein wenig relativieren können.

Hartmut Raguse, Basel

Willy Obrist, *Die Natur – Quelle von Ethik und Sinn*. Tiefenpsychologie und heutige Naturerkenntnis, Walter Verlag, Zürich und Düsseldorf 1999. ISBN 3-530-40058-0

Ausdrücklich um Religiosität geht es in diesem Buch, verstanden als Einstellung des Menschen, der sich nach den Weisungen («Offenbarungen») einer Ich-überlegenen Macht zu richten bereit ist. Diese Macht sieht Obrist in aller Natur am Werk als anordnende Dynamik, komplementär zu dem, was angeordnet wird: Energie (wie sie seit der Materie-Definition der Quantenphysik aufzufassen ist). Und er sieht sie am Werk als Führungsinstanz in der menschlichen Seele, wie die Tiefenpsychologie C.G.Jungs das entdeckt hat. Und beides nicht als zwei Welten, sondern als den einheitlichen Prozess der evolutionären Schöpfung.

Es ist ein langer Weg, auf den Obrist seine Leser mitnimmt. Man wird eingeführt in die Ergebnisse von Kosmologie und Teilchenphysik über die seit dem «Urknall» expandierende Strahlung und ihre Quantelung, über das Werden von Teilchen und Atomen, über ihre kosmischen Ballungen und über die Entstehung von Molekülen und Molekülverbindungen. Es folgt der Gang durch das, was Bio-Wissenschaften herausgefunden haben über die

Evolution des Lebendigen, über Bau und Funktion von Zellen, Organismen und überindividuellen Systemen. Dabei verweist das Buch unermüdlich auf die anordnende Dynamik, wie sie, ausgehend von Kybernetik und Systemtheorie, die biologische Kognitionsforschung (in Ethologie, Neurobiologie u.a.) aufgezeigt hat. So führt der naturwissenschaftliche Weg in gerader Linie zum menschlichen Unbewussten und schliesslich zur Entstehung des Bewusstseins. Das Ich (Bewusstseins-Zentrum) sieht Obrist als teilautonomes Subzentrum innerhalb der Gesamtpsyché, mit der paradox frei-unfreien Stellung eines Befehlsempfängers, der eigenen Entscheidungsspielraum hat, dabei aber gebunden ist an Weisungen, die als nichtsinnlicher (Obrist sagt «innerer») Informationsstrom von der unbewussten Leitinstanz kommen. Diese Leitinstanz, von Jung als «Selbst» angesetzt, ist bei Obrist verstanden als informationsverarbeitendes Führungszentrum, das als anordnende Dynamis sowohl die unbewussten psychophysischen Prozesse als auch die Ichentwicklung («Individuationsprozess») leitet. Die Haltung des Ich gegenüber seiner Führungsinstanz heisst Religiosität. Und die Geschichte der Menschheit, Geschichte der (die Gesamtevolution fortsetzenden) Entwicklung des Bewusstseins, erscheint als Geschichte der Religiosität. Da sieht Obrist drei Phasen: die lange «archaische», in der die Mächte der unbewussten Steuerungszentrale projektiv als metaphysische Wesen einer Jenseitswelt galten; die mit der Neuzeit einsetzende «positivistische» Phase, in der man nur noch sinnlich Wahrnehmbares gelten liess, sodass die metaphysische Welt und mit ihr die Ich-überlegene Instanz «starben» und das Ich mit seiner Ratio sich zum Homo faber aufschwang; und zuletzt die mit der Entdeckung des Unbewussten beginnende jüngste Phase, in der die Jenseitsmächte «in neuer Gestalt auferstanden», nämlich als aus dem Unbewussten über den «inneren Informationsstrom» das Ich bestimmend erkannt sind. Wurden in archaischer Phase die übernatürlichen Offenbarungen als sinnstiftend und als objektive Quelle ethischer Normen erlebt und führte demgegenüber die positivistische Phase zu Orientierungslosigkeit und subjektivistisch-willkürlicher Ethik, so kommt jetzt in der dritten Phase die anordnende Dynamik auf dem «inneren Informationsstrom» in Sicht, und damit «die Natur als Quelle von Ethik und Sinn».

Auch wer Obrist nicht in allem zustimmen mag, wird sein Buch mit Gewinn lesen. Einmal weil hier aus profunder Kenntnis und auf verständliche Art in den Forschungsstand heutiger Naturwissenschaften eingeführt wird. Und dann weil hier Natur- und Geisteswissenschaften aus tiefenpsychologischer Sicht so zur Ergänzung kommen, dass Wissen und Glauben, objektivierende und existenzielle Einstellung als redlich vereinbar aufscheinen.

Karl W. Thyssen, Horgen

Lilo Roost Vischer, *Alltägliche Tote*. Ethnologische Untersuchungen in einem Bestattungsinstitut und einem Krematorium der Schweiz, (Medizinkulturen im Vergleich Bd. 16) LIT-Verlag, Hamburg 1999. 111 S., ISBN 3-8258-3500-6.

Als der Rezensent das hier zu besprechende Buch in die Hände nahm, durchfuhr ihn ein leichter Schauer. Das Titelbild zeigt einen schlichten Sarg, mit einem ansehnlichen Blumenstrauß versehen. In die Friedlichkeit dieses Bildes mischt sich jedoch eine Menge von Assoziationen, die ihm eine Ausstrahlung von Morbidität geben. Die Auseinandersetzung mit dem Tod – genauer: mit den Toten – fällt schwer, trifft in emotionale Grauzonen. Einzig der Untertitel, der eine akademisch-nüchterne Studie ankündigt, verspricht Entlastung.

Doch die Spannung zwischen Bedrohlichkeit und Neutralität, zwischen emotionaler Beteiligung und distanzierter Betrachtung, zieht sich durch das ganze Buch hindurch; darin besteht gerade seine Stärke. Die Leserin, der Leser wird unweigerlich auf den Weg mitgenommen, den die Autorin in sachlicher Nüchternheit, aber auch ehrlicher Offenheit gegenüber den eigenen Gefühlen und den oft zwiespältigen Wahrnehmungen schildert. Im Rah-

men eines Forschungsprojekts des Nationalfonds mit dem Arbeitstitel »Technik und Ritus bei Sterben und Tod. Zum arbeitsteiligen Umgang mit dem Ende des Lebenslaufs« hat die Basler Ethnologin Lilo Roost Vischer 1991/92 in einem Bestattungsinstitut und einem Krematorium einer grösseren Schweizer Stadt – ihr Name wird aus Gründen der konsequenten Anonymität nicht genannt – mitgearbeitet und aus nächster Nähe mitverfolgen können, welchen Weg die Leiche eines oder einer Verstorbenen vom Todeszeitpunkt bis zur Bestattung nimmt. Dieser Weg wird sehr genau, mit allen Details, beschrieben, vom ersten Anruf im Bestattungsinstitut über die Beratung der Angehörigen, die Einsargung und Überführung der Leiche, die Aufbahrung und Dekoration im Krematorium, die Trauerfeier und die Verbrennung der Leiche bis zur Urnenbeisetzung. Im Zentrum stehen die beruflich mit dem Tod, näherin mit der Leiche und den Angehörigen befassten Personen, also die Bestatter, die Krematoriumsangestellten und die (reformierten) Pfarrer; es sind fast ausnahmslos Männer. Nebst der eigenen Mitarbeit hat Roost mit ihnen Interviews geführt, die zusammen mit einer sehr übersichtlichen Literaturliste die Grundlage für die nun vorgelegte Studie boten. Die Arbeit der mit dem Tod befassten Profis spielt sich gemäss der Studie stets auf zwei Bühnen ab: Auf der für die Angehörigen in der Regel unsichtbaren Hinterbühne, wo die Profis unter sich sind, sich mit Scherzen über die schwierige Arbeit hinweghelfen, sich mit intensiven Hygienemassnahmen (Handschuhe, Waschvorgänge, generelles Vermeiden der Berührung der Leiche) von der verstorbenen Person distanzieren, möglichst wenig vom Leben der oder des Toten erfahren wollen und die Leiche routiniert als «Ding» behandeln. Für sie ist dies Berufsalltag. Auf der Vorderbühne bemühen sich die Profis um einen einfühlsamen Umgang mit den Angehörigen, denen sie den Abschied erleichtern wollen. Hier, insbesondere in der Arbeit der Pfarrer, steht nun gerade die Individualität, das Leben der verstorbenen Person im Zentrum, allerdings nicht um ihrer selbst, sondern um der Angehörigen willen, die sich in einer schwierigen Ausnahmesituation befinden und darin oft hilflos sind.

Der Tiefpunkt des Umgangs mit der Leiche ist die Einsargung, bei der die Leiche ausgezogen, in den Sarg befördert und dort zurechtgemacht werden muss – ein Vorgang, bei dem sich die Berührung der Leiche nicht vermeiden lässt. Übel zugerichtete Leichen, eine den Angestellten bekannte Person oder jung verstorbene Menschen durchbrechen die Distanzierung und stellen auch bei routinierten Profis Betroffenheit her. Der Höhepunkt, auf den alles zuläuft, ist die Trauerfeier, die den Hinterbliebenen einen würdigen Abschied von dem oder der Toten ermöglichen soll. Schlüssig zeigt die Autorin, dass gegenüber früheren Zeiten der Übergangscharakter des Todes zugunsten der angeblichen – medizinisch freilich mittlerweile widerlegten – physischen Gefährdung («Leichengift») zurückgetreten ist, die man der Leiche seit dem 19. Jahrhundert zuzuschreiben begann. «Verdrängt und gemieden wird weniger der Tod als die Leiche; dieses ‚lästige‘, schwer definierbare Dingwesen zwischen Hülle, Abfall und Menschhaftigkeit, zwischen lebendigem Menschen und Skelett, dessen man sich möglichst schnell entledigen möchte.» (103) Dies mündet nach Roost in ein «technologisches Bestattungsmodell», dessen Ablauf sich die rituellen Momente, namentlich die Trauerfeier, unterzuordnen haben. Das Ritual – und damit die Pfarrerinnen und Pfarrer – beschäftigt sich mit den Angehörigen, die meisten anderen Berufsleute beschäftigen sich mit der Leiche. Ihnen fehlen bei all ihrer beruflichen Routine Erklärungsmodelle und Symbolhilfen zur Bewältigung der psychischen Begleiterscheinungen. Am Ende ist die Leiche eben doch nicht nur «Ding», der Alltag doch nicht nur Routine.

Im Vorwort klingt an, dass die Felderfahrungen der Autorin in Westafrika, wo sie sich mit der Schwelle am anderen Ende des Lebens, bei der Geburt nämlich, beschäftigt hat, für ihre Begegnung mit einer für sie fremden Subkultur nützlich waren. Dort hatten sie insbesondere die «dichten sozialen Netze und das ausgeprägte religiöse Verhalten» (8) fasziniert. Da sich die vorliegende Studie primär auf Beschreibung und gelegentliche Erklärungsansätze beschränkt, wird diese interkulturelle Vergleichsmöglichkeit leider nur am

Rand genutzt. Immerhin zitiert sie Louis-Vincent Thomas, nach dem «der Tod in Afrika durch symbolische Integration mitten ins Leben entdramatisiert» (zitiert 106) wird. Demgegenüber prallen, so Roost, in unserer Gesellschaft eine «ungedämmte Dramatisierung» des Todes durch die Angehörigen und eine – um der Erträglichkeit der Arbeit willen notwendige – «Banalisierung» durch die Berufsleute aufeinander. Dichtere soziale Netze könnten die Auseinandersetzung mit dem Thema Tod, mit der Präsenz der Leichen und mit Jenseitsvorstellungen ermöglichen und über das diagnostizierte «technologische Bestattungsmodell» hinausführen. Damit könnte Angehörigen und Profis Entlastung verschafft und eine ritualisierte Wiedereingliederung in den Alltag sichergestellt werden.

Neben diesen Grundthesen finden sich in diesem genauen, einfühlsamen und in seinen Schlussfolgerungen sehr anregenden Buch eine Fülle von interessanten Informationen, die ich allen beruflich mit dem Tod Beschäftigten nur wärmstens empfehlen kann.

Rudolf von Sinner, Basel

Wolfgang Nethöfel, Paul Tiedemann, *Internet für Theologen*. Eine praxisorientierte Einführung, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999. X + 152 S., Fr. 31.50.

Neue Technologien machen vor der Theologie nicht Halt. Das war schon früher so, am markantesten wohl bei der Einführung des Buchdrucks, der für die europäische Theologie einen Aufschwung ohnegleichen bedeutete. Heute ist es das Internet, das in Windeseile die Arbeitsplätze und Denkstuben erobert und das – und sei es nur in Form des Kommunikationsmediums E-Mail – aus dem wissenschaftlichen Leben nicht mehr wegzudenken ist.

Einführungen in das Internet – gedruckte, notabene – gibt es wie Sand am Meer. Nun hat die Wissenschaftliche Buchgesellschaft eine Reihe begonnen, die diese Technologie, die vor allem im Bereich der Naturwissenschaften längst als internationales Kommunikations- und Forschungsmittel etabliert ist, auch anderen Zweigen der Wissenschaft erschliessen soll. Erschienen sind bereits die Bände *Internet für Althistoriker und Altphilologen*, für Historiker, für Philosophen, für Juristen, für Geographen und eben für Theologen, weitere sind geplant. Die Bände sind jeweils gleich aufgebaut: Eine kurze Einleitung zeigt auf, welche Einsatzmöglichkeiten das Internet für WissenschaftlerInnen der jeweiligen Disziplin bietet. Ein erster Teil beschreibt in knapper Form (auf gut 40 Seiten) die Geschichte und Entwicklung des Internet sowie die verschiedenen Dienste. Der zweite Teil ist fachspezifisch angelegt und listet die wichtigsten Internet-Adressen auf. Im Falle der Theologie sind es rund 60 Seiten theologische Literatur, Zeitschriften, Quellen, Mailboxen, Suchmaschinen und Anlaufstellen für die klassischen Disziplinen (Altes und Neues Testament, Religionswissenschaft, Kirchengeschichte, Systematische Theologie, Praktische Theologie, dazu eigene Abschnitte für Theologische Ethik und Kirchen). Der dritte Teil schliesslich behandelt das Thema «Publizieren im Internet» (20 Seiten), wobei die Hauptelemente der im World Wide Web (WWW) verwendeten Sprache HTML beschrieben werden. Der Anhang listet weiterführende Literatur auf und verweist – bei diesem Thema unerlässlich – auf einen elektronischen Anhang zum Buch, der über das WWW erreichbar ist. Angegeben ist ebenfalls die Adresse der Homepage von Wolfgang Nethöfel, die aktualisierte Fassungen der Adressen und Beschreibungen des zweiten Teils enthalten soll (es zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Textes jedoch nicht tut, sondern lediglich auf die Homepage der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft verweist). Glossar und Register runden das Buch ab und ermöglichen gezielte und schnelle Information.

Der Druck von Büchern als Einstieg in das sich extrem schnell verändernde Medium Internet, das jene schon bei Erscheinen aktualisierungsbedürftig macht, ist an sich ein Paradoxon. Doch spricht manches dafür: Das Zielpublikum würde eine ähnliche Publikation im Internet ohne Anleitung gar nicht beachten, während es Bücher sehr wohl zu lesen bereit

und gewohnt ist. (Dieser Vorgang zeigt ganz nebenbei auch, dass das Medium Buch, allen Grabgesängen zum Trotz, noch nicht obsolet geworden ist.) Als Einstieg in das Medium Internet eignen sich die Bände der Reihe, weil sie gleichzeitig die nötigen Hintergrundinformationen wie praxisorientierte Hinweise bieten. Die aufgelisteten Adressen (meist Webseiten) beschränken sich im gedruckten Buch zwar auf das Nötigste und sind von sehr unterschiedlicher Qualität, jedoch als erste Information brauchbar, zumal jene Web-Seiten gewöhnlich selbst wiederum Links (Verbindungen) zu ähnlichen Seiten und Diensten auflisten. Auf diese Weise öffnen sich Zugänge in eine spannende und vielfältige Welt, die auch der Theologie – in Wissenschaft und Praxis – wertvolle Dienste zu leisten vermag. Wie jede Technologie verlangt das Internet ein Minimum an Know-how. Die Reihe stellt dieses bereit und ist deshalb allen zu empfehlen, die mehr als nur E-Mails versenden wollen.

Beat Huwyl, Basel